



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

noch nicht fertig gemacht — und nachdem es wieder in der Drahttrommel wie toll geklirrt hatte, waren auch schon die „scheenen“ Hosenträger samt dem „scheenen“ Frauenzimmer verschwunden.

Fast hätte man sagen können, es walte ein Unstern über ihnen. Denn als der Bauer sie einige Wochen später wirklich als Geburtstagsangebinde erhielt, freute er sich zwar darüber und bewunderte sie — Suschen hatte nicht wie Hannchen ein Muster mit Nelken, sondern eins mit Rosen gewählt —, aber er fand sie zum Tragen zu schön und legte sie in die Truhe, in der er auch die Patengeschenke der Kinder verwahrte und seine blaue Militärmütze mit weißem Paspel und schwarzem Streifen. Sie wären da auch wer weiß wie lange liegen geblieben und vielleicht gar den Motten zum Opfer gefallen, wenn der Webstuhl der Zeit stillgestanden hätte, und wenn nicht auch auf dem roten Vorwerk Tage und Nächte, leichten, unhörbaren Schritts vorübergleitend, so manches gepflanzt und gereift, so manches gebleicht und geebnet und damit das herbeigeführt hätten, was man als eine neue, veränderte Sachlage zu bezeichnen pflegt.

Bei der Kirmeß des Jahres hatte es zwar noch nichts Besondres gegeben: nur der Gefreite war dagewesen, und Suschen hatte nicht einmal erfahren, wer die eine war, die er schon hatte. Aber das nächste Jahr zu Pfingsten wurden beide Paare Hosenträger mit freudigen Gefühlen angelegt: ein wohlhabender Bauersohn aus der nächsten Umgebung führte die ältere Tochter des roten Vorwerks heim, der nette Gefreite die jüngere. Suschen gefiel der, der die Hosenträger mit den Rosen trug, so gut, daß sie sich aufrichtig freuen konnte, als sie erfuhr, wer ihr Schwager werden sollte. Sie lernte auch die kennen, die Robert heiraten wollte, wenn er sich beim Militär die Hörner abgelaufen hätte, denn sie war unter den Hochzeitgästen, und Robert geleitete mit August den netten Gefreiten zwischen die beiden Kugelrunden Myrtenbäumchen.

Und Wilhelm? Der hatte schon vorher Ernst gemacht, und die mit dem weiten Herzen stieß schon seit einiger Zeit als seine Frau die ihr verdienster- und unverdientermaßen zuteil werdenden „Schwumse“ kaltblütig über sich ergehen, in der Überzeugung, daß sie im Grunde keine Ursache habe, ihrem Manne irgendeinen andern seines Jahrgangs vorzuziehen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Reichskanzler in Norderney. Die Lage der Parteien. Der sozialdemokratische Parteitag. Morengas Tod. Vorläufiger Abschluß der Hauptverhandlungen der Haager Konferenz.)

In der Politik fängt man an, sich nach und nach auf den Winter einzurichten. Die Minister und Mitglieder des Bundesrats sind zum größten Teil von ihren Urlaubsreisen zurückgekehrt, bald werden die ersten größern Beratungen und Plenarsitzungen wieder aufgenommen werden, und die Vorbereitungen für die Arbeiten der Parlamente werden intensiver betrieben. Wenn der Reichskanzler selbst einstweilen noch in Norderney weilt, so kann man das sicherlich nur in sehr beschränktem Sinne als eine Erholung auffassen, denn auch diese Zeit ist angestrengter politischer Arbeit gewidmet. Gerade in der letzten Zeit hat der Reichskanzler nacheinander alle möglichen parlamentarischen Führer und andre politische Persönlichkeiten von Einfluß empfangen und mit ihnen die Lage besprochen. Wenn Fürst Bülow so die engste

Führung mit allen Politikern, auf deren Mitarbeit er rechnet, gewinnt, so wird er damit in der Lage sein, eine sichere Schätzung für die Aussichten seiner Politik zu erhalten. Es ist über die Maßnahmen lächerlich, fast möchte man sagen, kindlich, wenn diese Verhandlungen in übelwollenden Besprechungen als ein Anzeichen der Verlegenheit gedeutet werden. Daß ein deutscher Staatsmann keinen leichten und bequemen Weg geht, wenn er eine „Blockpolitik“ betreiben will, d. h. ein äußeres Zusammengehen von sonst divergierenden Parteien herbeizuführen versucht, das wird Fürst Bülow schon gewußt haben, als er sich zum Bruch mit dem Zentrum entschloß. Aber daß er die Schwierigkeiten der Blockpolitik nicht unterschätzt hat, beweisen die Erfahrungen, die während der ersten Tagungsperiode des neuen Reichstags damit gemacht worden sind. Diese Schwierigkeiten sind doch in Wirklichkeit überwunden worden. Es könnte sich nur fragen, ob nicht ein gewisser Rückschlag eintreten wird, ob sich nicht der eine Zeit lang zurückgedrängte Parteigoismus wieder stärker geltend machen wird. Das ist eine Meinung, die in einzelnen Organen der Tagespresse und in den Vorzimmern der Parteibureaus gern gepflegt wird, weil sie um die, die sie vertreten und verbreiten, einen angenehmen Schimmer von kritischem Weitblick und „unentwegter“ Grundsatzfestigkeit webt. Und da sich diese Meinung zugleich auf wirklich vorhandne Unterströmungen in den Parteien stützt, so erscheinen ihre Vertreter überdies als tief Eingeweihte. Aber gerade dieser Eindruck ist falsch. Die geringschätzige Beurteilung der Blockpolitik beruht auf einer durchaus oberflächlichen Kenntnis und Beobachtung. Man darf nicht vergessen, daß es gerade die zwingende Logik der Tatsachen ist, die für die Blockpolitik spricht. Wer diese Politik wirklich nur für ein ausgeklügeltes Verlegenheitsexperiment des Fürsten Bülow hält, der sich damit nur für die nächste Zeit über Wasser halten wolle, der stellt unbewußt dem deutschen Volk ein politisches Armutzeugnis aus, wie es schlimmer nicht gedacht werden kann. Jahrelang haben unsre nationalen Kreise darüber gejammert, daß das Zentrum die führende und entscheidende Partei war, und daß sich die Regierung mit dieser Tatsache abfand. Nun liefert der leitende Staatsmann den Beweis, daß er den antinationalen Charakter des Zentrums kannte, indem er den geeignetsten Augenblick erfaßte, den Reichstag aufzulösen. Ob das — ganz objektiv, das heißt vom Standpunkt des künftigen Historikers betrachtet — ein „Fehler“ war, kann niemand heute schon beurteilen. Erst die Zukunft kann zeigen, ob Fürst Bülow das deutsche Volk nach seiner politischen Reife und seinen Fähigkeiten zu hoch eingeschätzt hat; denn nur in diesem Sinne kann sich vielleicht die Reichstagsauflösung als ein Fehler erweisen. Aber wenn die Geschichte vielleicht einmal später dieses Urteil spricht — die außerhalb des Zentrums und der Sozialdemokratie stehenden heutigen Parteien dürfen es nicht sprechen, ohne sich selbst zu verurteilen und ihre eignen Grundanschauungen und Bestrebungen zu verleugnen. Das Mißlingen würde auf sie selbst zurückfallen und ihre eigne Unfähigkeit sonnenklar dartun. Die Regierung hat einen bestimmten Weg gezeigt und den Willen betätigt, das Zentrum als ausschlaggebende Partei trotz seiner unerschütterten Stärke auszuschalten. Wenn nun die bürgerlichen Parteien mit Ausschluß des Zentrums den einzig möglichen Weg, dies zu erreichen, nicht beschreiten können oder wollen, dann lassen sie nicht die Regierung, sondern sich selbst im Stich. Sie selbst sind es, die dann bedingungslos vor dem Zentrum kapitulieren.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle hierbei in Betracht kommenden Führer der Parteien und alle ihre Mitglieder von Urteil und Erfahrung darüber klar sind. Und darum hat die Regierung in dieser Frage nicht eine schwache, sondern im Gegenteil eine ungewöhnlich starke Stellung. Aber freilich gibt es in jeder Partei intransigente Elemente — Unterströmungen, wie wir vorhin gesagt haben —,

und diese dürfen insofern nicht ganz unterschätzt werden, als sie gewöhnlich die lautesten Rufer sind und sich leicht Einfluß auf die — der Masse nach immer überwiegenderen — Urteilslosen und Oberflächlichen in der Partei verschaffen. Und diesem Umstande müssen die Führer in ihrer Taktik bis zu einem gewissen Grade Rechnung tragen. Darum sieht die Sache oft schlimmer aus, als sie in Wahrheit ist. Das kann man auch an dem Parteitag der freisinnigen Volkspartei erkennen. Das Ergebnis zeigt, daß die offizielle Vertretung der Partei, sicher in Übereinstimmung mit der Mehrzahl ihrer Wähler, vollkommen begriffen hat, was die gegenwärtige Lage von ihr fordert. Und doch hielten es die Führer für notwendig, zu betonen, daß die Partei im Geiste Eugen Richters weiter wirken werde. Das sollte heißen, daß die alten Parteiziele und Grundsätze festgehalten werden sollten — etwas ganz Selbstverständliches, was aber doch gesagt werden mußte, weil die älteren Doktrinäre der Partei die Wähler ängstlich gemacht hatten, daß die Blockpolitik den Liberalismus lahmlegen und an die „Reaktion“ fesseln solle. In Wirklichkeit bezeichnet ja aber der Geist Eugen Richters nicht die freisinnige Parteianschauung an sich, sondern innerhalb dieser Parteianschauung die Richtung und Methode, die durch die engherzige Übertreibung ihres verneinenden Standpunktes schließlich die besten und fruchtbarsten Ideen des Liberalismus selbst aus der Partei hinaustrieb und den Freisinn bei allen prattisch, staatsmännisch denkenden Politikern um allen Kredit brachte. Man könnte also mit vollem Recht sagen: das Ergebnis des Parteitages war eine Abkehr vom Geiste Eugen Richters und eine Rückkehr zu einem gesunden Liberalismus. Aber was lohnte es, deshalb mit den Freisinnigen zu rechten, die mit der Erinnerung an Eugen Richter eine wohlverständliche Pflicht der Pietät erfüllten? Schließlich hat jede Partei ihre besondere Konvention oder, wenn man will, ihre fromme Legende. Es soll hier nur daran erinnert sein, daß man die Lage nicht allein nach dem äußeren Gebaren der Parteien beurteilen darf. Das wirkliche Handeln kommt in Betracht, und man kann es den Parteien überlassen, wie sie ihre Gedanken am besten in den gewohnten Parteijargon kleiden wollen.

Daselbe gilt auch von den Konservativen. In ihren Reihen fällt manche unmutige Äußerung über den Block, der ihnen angeblich zumutet, liberale Politik zu machen. Die einsichtigen Führer wissen trotzdem, daß die Sprengung des Blocks von konservativer Seite ein schweres Verhängnis für die Zukunft der konservativen Partei bedeuten würde. Denn nichts könnte der Partei verderblicher werden als ihr Versagen bei einem nationalen Appell der Regierung und die Zurückführung der Zentrumshegemonie angesichts der Stimmung der nationalen Mehrheit des deutschen Volkes. Diese realen Faktoren des Parteilebens wird man berücksichtigen müssen, wenn man die Aussichten der Blockpolitik beurteilen will, und deshalb darf man erwarten, daß die eingehende persönliche Verständigung des Reichskanzlers mit den Führern der im Block vertretenen Parteien und Richtungen von guter Wirkung sein wird.

In der vergangnen Woche hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit besonders auf den Parteitag der deutschen Sozialdemokratie gerichtet, der diesmal in Essen abgehalten wurde. Dieser Parteitag zeigte nicht so bemerkenswerte Erscheinungen wie mancher frühere. Ein Schauspiel wie 1903 in Dresden wird die Sozialdemokratie ihren Gegnern wohl so bald nicht wieder bieten. Dieser Jungbrunnen hat die Genossen etwas „wasserscheu“ gemacht. Aber die bürgerlichen Parteien haben alle Ursache, sorgfältige Beobachter dieser charakteristischen Lebensäußerungen der Sozialdemokratie zu bleiben. Es verstand sich von selbst, daß sich der Parteitag eingehend mit den letzten Reichstagswahlen beschäftigte. An kleinen Versuchen,

manche üble Erfahrung und unbequeme Erscheinung des Wahlkampfes zu vertuschen und zu verkleinern, fehlte es natürlich nicht. Im ganzen jedoch kann man nur sagen, daß der Berichterstatter und die ihm folgenden Redner sich in ihren wesentlichen Behauptungen an die Tatsachen hielten. Sie wiesen auf den Stimmenzuwachs hin, den ihnen die allgemeinen Wahlen gebracht hatten, und meinten, daß dieser Tatsache gegenüber die Niederlage, die sie durch den Verlust einer großen Zahl von Mandaten erlitten hätten, nicht in Betracht komme. Die darin enthaltene Warnung sollten die bürgerlichen Parteien nicht in den Wind schlagen. Es ist richtig, daß die Niederlage der Sozialdemokratie bei den letzten Reichstagswahlen keinen Rückgang der Partei bedeutet. Der Wert des Erfolges bestand darin, daß nicht die Schwäche der Sozialdemokratie, sondern die Stärke der bürgerlichen Parteien aufgedeckt wurde. Darauf haben wir schon gleich nach den Wahlen hingewiesen. Man hatte sich daran gewöhnt, aus der Zunahme der sozialdemokratischen Wahlstimmen den Schluß zu ziehen, daß das Bürgertum dieser Bewegung, solange sie nicht direkt zum Stillstand gebracht worden sei, machtlos gegenüberstehe. Bürgerliche Wähler entschuldigten ihre Gleichgültigkeit und Pflichtvergessenheit bei den Wahlen damit, daß sich an dem Ergebnis ja doch nichts ändern lasse, und mit ähnlichen Erwägungen hat auch mancher Mitläufer der Sozialdemokratie, der durch diese Stellungnahme einer verbissenen und unzufriedenen Stimmung Luft machen wollte, sein politisches Gewissen beschwichtigt. Die letzten Reichstagswahlen haben nun gezeigt, daß die bürgerlichen Parteien, wenn sie sich aufraffen und die zahlreichen Nichtwähler veranlassen, ihre Pflicht zu tun, sehr wohl in der Lage sind, die Vertretung der Sozialdemokratie im Reichstage auf die Sitze zu beschränken, die ihnen infolge eines numerischen Übergewichts der Proletariatsmassen in bestimmten Wahlkreisen zugefallen sind. Die Lehre für das Bürgertum lautet also: „Tut immer so eure Pflicht bei den Wahlen, und künftig womöglich noch mehr, dann seid ihr mächtiger als die Sozialdemokratie!“ Aber sie lautet nicht etwa: „Die Sozialdemokratie ist geschlagen; jetzt könnt ihr weiter schlafen!“ Die Zuversicht der Sozialdemokratie gründet sich darauf, daß die bürgerlichen Parteien bei den nächsten Wahlen wieder in die alte Schläffheit zurücksinken, und das sollte wohl beherzigt werden.

Nicht vorübergehen sollte man auch an den Erörterungen des Parteitages über „Militarismus“. Wenn sich Bebel auch bemühte, den zu weit gehenden Phrasen und Forderungen eines tollen und überspannten Antimilitarismus entgegenzutreten, so bleibt doch von gemeinschädlichen und staatsfeindlichen Einflüssen immer noch genug übrig, um zu zeigen, daß die gelegentlichen, gemäßigten Äußerungen einzelner Sozialdemokraten über ihre Bereitwilligkeit, das Vaterland zu verteidigen, vollkommen wertlos sind. Wir gehören nicht zu den Pessimisten, die wirklich glauben, die Sozialdemokratie könne die wehrfähige Mannschaft Deutschlands in absehbarer Zeit dahin bringen, ihre Pflicht zu verweigern, wenn das Vaterland ruft. Die zwingende Macht der Tatsachen, die im entscheidenden Augenblick überhaupt keine Wahl mehr lassen, und das natürliche, gesunde Ehrgefühl des deutschen Mannes sind denn doch stärker als das hirnverbrannte Geschwätz dieser Fanatiker. Aber das ist kein Grund, die systematische Untergrabung des vaterländischen Gefühls und die „Verekelung“ der Dienstpflicht, worauf die Agitatoren eingeständnermaßen hinarbeiten, mit Gleichgültigkeit zu betrachten. Deshalb enthalten diese Erörterungen des Parteitages eine starke Mahnung an die bürgerlichen Parteien, auf dem Posten zu bleiben und sich durch die Vorstellung eines Rückgangs dieser gefährlichen Bewegung nicht einschläfern zu lassen. Sonst können die nächsten Wahlen allerdings eine schlimme Überraschung bringen.

Alle sachlichen Beschlüsse des Essener Parteitages, soweit sie die Stellung zu bestimmten politischen Fragen betrafen, waren wiederum Dokumente für den Standpunkt völliger Verneinung und Unfähigkeit, auf dem die Partei verharret. Zu einer so wichtigen Frage wie der Kolonialpolitik erklärte Bebel, er wisse selbst nicht, wie man sich im Zukunftsstaat dazu stellen werde. Auch was über die Frage der Landagitation gesagt wurde, sah einer Bankrotterklärung verzweifelt ähnlich. Die Behandlung der Alkoholfrage verriet eine Leisetreterei, ein Schwanken und Lavieren, das im Vergleich zu den sonstigen wilden Deklamationen dieser Vertreter des äußersten Radikalismus und der Revolution beinahe komisch wirkte. Aber was sollten die Genossen machen, wenn sie glatt und entschieden ihren besten Verbündeten, den Alkohol, verleugneten und den um die Partei verdienten Gastwirten das Geschäft verdirben? Und doch dürfen sie sich die moralische Entrüstung über das durch den Alkohol verursachte Elend als Kampfmittel nicht entgehen lassen. Als Rettung aus diesem Dilemma erscheint das mühsam herbeigeholte Moment des Klassenhasses: der reiche Alkoholiker wird von der kapitalistischen Gesellschaft gegen die zerrüttenden Folgen seiner Leidenschaft geschützt, der arme Arbeiter aber wird dem Elend überlassen. In der Variation dieses Themas gelangte man dann glücklich über die eigentliche Kernfrage hinweg.

Trotz diesen wahrhaft kläglichen Ergebnissen bleibt die Parteio rganisation selbst jedoch immer ein Punkt, in dem die bürgerlichen Parteien leider nur allzuviel noch lernen können. Auf das sozialdemokratische Nachrichtenbureau, das jetzt eingerichtet werden soll, wird man ein besonderes Augenmerk richten müssen. Die Zentralisation des Nachrichtendienstes, die eigentliche Zustuzung des ganzen Materials für die Zwecke der Partei kann von sehr ernster Wirkung sein, wenngleich auch bisher an tendenziöser und einseitiger Behandlung der Tatsachen das Menschenmögliche geleistet worden ist. Diese Einseitigkeit wird künftig noch verstärkt erscheinen, und den Mitgliedern der Partei wird es immer schwerer werden, die Wahrheit zu erfahren. Es ist ein neues Stück Terrorismus, das zu dem schon bestehenden hinzutritt.

In unserer letzten Betrachtung erwähnten wir die Nachricht, daß Morenga, der zähe Gegner der deutschen Herrschaft in Südwestafrika, seine Unterwerfung angeboten habe. Die Verhandlungen führten aber nicht zum Ziele, wahrscheinlich weil der schlaue Räuber nicht ernstlich an das Zusammenwirken der Deutschen und Engländer zur Unterdrückung seines Widerstandes glaubte. Er hat sich jedoch darin getäuscht und seinen Untergang herausbeschworen. Bei einem Versuch, sich wieder auf deutschem Gebiete bemerklich zu machen, wurde er verfolgt und hoffte nun wieder auf englischem Gebiete Sicherheit zu finden. Aber die englische Polizeitruppe nahm nun auch ihrerseits die Verfolgung auf, und nach einem letzten Kampfe machten englische Kugeln seinem Leben ein Ende. Dieses vertrauensvolle Zusammenwirken der Deutschen und Engländer bezeichnet einen hoffnungsvollen Umschwung in der Lage der Dinge.

Im Haag hat nach einer Tagung von drei Monaten die zweite internationale Konferenz vorläufig ihren Abschluß gefunden. Ziemlich still ist man auseinandergegangen, weil das Gefühl vorherrschte, daß doch allzu viele unerfüllte Erwartungen zurückgeblieben sind. Gerade wir Deutschen aber, die wir der ganzen Veranstaltung nüchtern und skeptisch gegenübergestanden haben, können die erreichten völkerrechtlichen Abmachungen, die doch recht nützlich und wertvoll sind, um so unbefangener anerkennen. Der Hauptfehler war wohl, daß zu viele Fragen vorgebracht wurden, die für eine endgültige internationale Entscheidung überhaupt noch nicht spruchreif waren. Daher das bei einer solchen großartig inszenierten Konferenz sehr peinlich

wirkende Mißverhältnis zwischen der Dauer der Verhandlungen und ihrem Ergebnis. Man hat auch allgemein eingesehen, daß einer neuen Konferenz, die vorläufig für das Jahr 1915 in Aussicht genommen ist, sorgfältigere Vorbereitungen vorangehen müssen. Im allgemeinen aber hat Deutschland gut abgeschnitten, und das verdanken wir dem geschickten Verhalten der deutschen Delegation und ihres ersten Vertreters, des Freiherrn von Marschall.

Zur Geschichte des deutschen Unterrichts. Das große Unternehmen, das sich „Handbuch des deutschen Unterrichts an höhern Schulen, herausgegeben von Dr. Adolf Matthias“ benennt, schreitet rüstig weiter; eingehend haben wir die leitenden Gedanken sowie die ersten Veröffentlichungen über die Behandlung der Lesestücke und Schriftstücke von P. Goldscheider und über den deutschen Aufsatz von P. Geyer an dieser Stelle behandelt; seitdem sind die Deutsche Stilistik von H. M. Meyer und die Deutsche Verslehre von Franz Saran hinzugekommen, Werke, gleich bedeutsam an bahnbrechenden Forschungen und neuen Gedanken wie an fruchtbaren Anregungen für einen selbständig gerichteten Lehrer, denn sie erfordern eine gründliche Arbeit und können für den Unterricht selbst nur nutzbar gemacht werden, wenn die Fülle des Neuen auf einen wohlberbeiteten und empfänglichen Boden in der Seele des Unterrichtenden fällt.

Was der Herausgeber nun selbst in dem gewichtigen Bande Geschichte des deutschen Unterrichts (446 S., München, Beck, 1907, 9 Mark) bietet, ist auch für weitere Kreise von nicht geringer Bedeutung. Was allen seinen Schriften und Aufsätzen einen so hohen Reiz verleiht, das ist die klare, in sich geschlossene, freimütige Persönlichkeit; auch hier, wo er meint, er lasse nicht seinen Geist, sondern den Geist der Zeiten reden und trete selbst hinter dem historischen Stoffe zurück, verleugnet sich diese schöne Eigenart nicht; überall klingt die persönliche Note mit, d. i. die in einem kernigen Charakter wurzelnde Überzeugung und die Begeisterung für eine gute Sache, an der mitzuarbeiten des Schweißes der Edeln wie in frühern Jahrhunderten so auch jetzt nicht minder würdig ist. Der Stil und die Art des Urteilens haben so gar nichts Papiernes und Altkemäliches an sich, daß man allwege den Reiz einer aus dem Herzen dringenden Rede genießt.

Es ist immer besonders fesselnd, die Entwicklung eines Gedankens oder einer Stimmung, eines Motivs durch die verschiedenen Zeiten hin zu verfolgen, wie ich es z. B. mit dem Naturgefühl getan habe, und wie kürzlich Camillo von Klenze in einer sehr hübschen Publikation der Chicagoer Universität den Sinn für die Herrlichkeit Italiens in den beiden letzten Jahrhunderten bei Franzosen, Engländern und Deutschen in seinem allmählichen Werden und in seinen Wandlungen dargestellt hat. So ist es von großem Interesse, aus der Geschichte der Pädagogik gerade die Entwicklung des deutschen Unterrichts herauszugreifen, denn in dieser spiegelt sich zugleich die Entwicklung des Nationalgefühls in ihren Niederungen und in ihren Höhepunkten. Wie lange Jahrhunderte mußte das Deutsche nur Magdendienste verrichten in den „Lateinschulen“, und das Römische war unumschränkter Beherrscher. Kaum war dieses Joch abgeworfen, so erstand im Französischen ein neuer Tyrann, der besonders die höhern Stände bezauberte, und der unselige Krieg zertrat die Keime, die sich gerade verheißungsvoll hervormagten. Wie bezeichnend ist die Äußerung des Direktors der sächsischen Fürstenschule St. Afra zu Meißen, Martius, aus dem Jahre 1726: „Zudem wäre billig nachzudenken, ob nicht zur Ehre der teutschen Nation und zum Nutzen der Republik die teutsche Sprache ein bißchen mehr in Consideration gezogen und excolirt werden möchte“! Erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat das Deutsche als Unterrichtssprache gesiegt,

aber auch da noch dachte man nur vereinzelt daran, deutsche Schriftsteller in öffentlichen Lehrstunden zu lesen. Erzählte mir doch sogar Theodor Storm noch, daß zu seiner Schülerzeit auf der Husumer Gelehrtenschule eines damals noch lebenden deutschen Dichters nimmer gedacht worden sei. Das war ein ganz unbekannter Begriff; und es gibt auch heute noch verstaubte Gelehrtenseelen genug, für die nur Wert und Bedeutung hat, was durch ehrwürdiges Alter allem Zweifel entrückt und geheiligt worden ist, mag es noch so vergilbt und verwittert und leblos sein.

Vortrefflich hat Matthias seinen Stoff gegliedert; an die einzelne Periode wird ein Rückblick angegeschlossen, und die Jahrhunderte werden nach den Richtlinien der Grammatik, Orthographie und Stilübungen in Oratorie, Beredsamkeit und Wohlredenheit, Poetik usw. durchmustert. Mit großer Offenheit bekennt er im Vorwort, welche Lücken sein Werk behalten mußte, und was er seinen Vorarbeitern verdankt, die er getreulich bucht; trotz ihrer Menge war ein großes Stück eigener Arbeit zu leisten, und jeder Kenner wird das Geleistete mit Freude und Dankbarkeit begrüßen. Besonders für das neunzehnte Jahrhundert und für die Gegenwart war es schwierig, die leitenden Ideen und die führenden Geister aus der großen Zahl von Reformen und Reformern herauszuheben; er sagt darum auch: „Wir und die Gegenwart treten in gebührender Bescheidenheit zurück.“ Er weiß aber auch, daß neben den Wortführern wie Hiede, Wackernagel, Laas, Silberbrand usw. jene zurückgezogenen Naturen, die in der Schulkatze Bedeutendes geleistet haben, ohne an die Öffentlichkeit zu treten, „nicht selten weit mehr auf der Höhe der Zeiten gestanden haben als andre, welche die publizierende Feder führten und mit ihren Leistungen literarisch prunkten; sie haben die Entwicklung des Unterrichts dadurch, daß ihr Segen auf die Lernenden überging, sicherlich oft mehr gefördert als andre, die an die große Glocke zu schlagen verstanden“. Doch auch manches Gedruckte, von der Zeit aber Verdrängte mußte natürlich auch dem fleißigsten Spürsinn entgehen. So liegt für mich die Sohnespflicht nahe, an meinen Vater, den Aristoteliker Franz Biese (1803 bis 1895) zu erinnern, den eigentlichen Organisator des Putbusser Pädagogiums, dessen erster Professor er von 1836 bis 1878 war; schon von Beginn der Anstalt lehrte er philosophische Propädeutik und gab 1845 ein — Johannes Schulze gewidmetes — Handbuch für diese heraus; was er in der Vorrede sagt, hat auch heute, nach sechzig Jahren, noch seine Bedeutung oder erlangt sie erst jetzt aufs neue, wo man sich wieder darauf besinnt, den Unterricht philosophisch zu gestalten. Da heißt es, so bedeutungsvolles Material Mathematik und Naturwissenschaft für die philosophische Propädeutik darbieten, so sei doch „der deutsche Unterricht von der Art, daß sich hier die Einwirkung auf das Fühlen und Denken des Schülers und somit auf seine Gesamtbildung vorzüglich geltend machen könne; hierzu kommt, daß der deutsche Aufsatz am meisten Gelegenheit bietet, zu prüfen, wieweit alles das, was durch die einzelnen Unterrichtsgegenstände im Schüler zur geistigen Existenz gekommen ist, frei von ihm reproduziert und dargestellt wird; hier tritt die subjektive Gedankenwelt, wie sie im Schüler Gestalt gewonnen hat, am entschiedensten hervor; daher es nicht bloß als wünschenswert, sondern auch als notwendig erscheint, daß der propädeutische Unterricht von dem Lehrer der deutschen Sprache erteilt werde. Die Wechselwirkung des Lebens und der Wissenschaft, welche für die Propädeutik nie aus den Augen gelassen werden darf, läßt sich hier besonders an den geistigen Produkten unserer vaterländischen Literatur nachweisen, und es bleibt eine besondere Aufgabe für den Abschluß der Gesamtbildung unserer Zöglinge, daß sie sich in ein immer mehr bewußtes geistiges Verhältnis zum deutschen Volk hineinleben, indem sie in der Literatur als dem Ausdruck des nationalen Geistes die wahre ideale

Heimat ihres Gemüts finden.“ Das sind Gedanken, die wohl wert wären, festgehalten zu werden neben denen Robert Hieckes, der, nur durch den schmalen Arm der Ostsee von meinem Vater getrennt, doch freundschaftlich mit ihm verbunden, in Greifswald wirkte. In seiner „Philosophischen Propädeutik“ nimmt Franz Biese, in den Anmerkungen, immer Bezug auf die Geschichte der deutschen Dichtung; er gab auch ein „Handbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ heraus (Erster Teil 1846, Berlin, Reimer; Zweiter Teil ebenda 1848). Doch das Größte wirkte er durch seinen Unterricht (Deutsch neben Griechisch); er eilte damit weit seiner Zeit voraus; wer das Glück hatte, zu seinen Füßen zu sitzen, wird es nimmer vergessen; von seinem Geiste ist denn auch manches in das „Deutsche Lesebuch“ meines Bruders Reinhold Biese übergegangen, und ich glaube, seines Geistes Hauch weht auch in meinen Büchern „Pädagogik und Poesie“*); jedenfalls danke ich ihm immer noch im Geiste, wenn mir eine deutsche Stunde in Prima besonders gut gelungen ist.

Doch, um nach dieser wohl verzeihlichen Abschweifung auf das treffliche Buch von Matthias zurückzukommen, will ich nur noch hervorheben, welche Fülle von Winken, Anregungen, Mahnungen, Warnungen und Belehrungen die Schlußbetrachtungen bieten. Das ganze Buch ist von schönster Pietät gegen die Leistungen der großen Vorgänger und Vorbilder erfüllt und trägt an der Stirn wie am Schlusse das Wort:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Alfred Biese

Der Degen Friedrichs des Großen. Am 17. Juni 1807 wurde der von Napoleon in Potsdam mitgenommene Degen Friedrichs des Großen mit besonderer Feierlichkeit dem Hôtel des Invalides übergeben. Über das Schicksal dieser Trophäe ist man lange im Zweifel gewesen. Der *Eclair*, eine der am besten redigierten französischen Zeitungen, hat schon früher einmal diese Frage behandelt; in der Nummer vom 15. Juli d. J. geht er noch einmal darauf ein und sucht das Schicksal des Degens endgiltig festzustellen. Noch 1871 glaubten die Deutschen, der Degen sei nicht beseitigt worden; denn am 15. Februar verlangte Moltke, daß alle den deutschen Truppen in frühern Kriegen abgenommenen Trophäen, namentlich der Degen, das Ordensband und die Schärpe Friedrichs des Großen, ausgeliefert würden. Diese Gegenstände waren aber nicht mehr vorhanden; sie waren, wie jetzt feststeht, schon 1814 in der Nacht des 30. März mit allen erbeuteten Fahnen zerstört worden. Der damalige Gouverneur des Invalidenhôtels war der Marschall Sérurier, der durch den Minister Clarke entsprechende Befehle erhalten hatte. Die jetzt erst bekannt gewordne Antwort Séruriers vom 30. März 1814 lautete: „Ich habe alle Mittel versucht, den Degen Friedrichs und die Fahnen vor der Wegnahme zu sichern. Ich glaube, ich kann nichts Besseres tun als sie nach Versailles schicken, falls sie heimlich nach Caen geschafft werden sollen; sie werden abgehn, sobald sie eingepackt sind, wofern nicht ein anderer Befehl von Eurer Exzellenz eintrifft. Sollte ich durch die Zeit zu sehr gedrängt werden, so würde ich alles verbrennen.“ Aber schon am Abend war die Straße von Paris nach Versailles durch die Verbündeten besetzt, und Sérurier schrieb sogleich an den Minister: „Wir können die Trophäen, die wir besitzen, nicht retten. Ich weiß kein andres Mittel, als sie zu verbrennen, und zwar so, daß nicht eine Spur übrig bleibt.“ Der Befehl zu dieser

*) Eine Freude und eine Dankespflicht war es mir gewesen, ihm zum achtzigsten Geburtstag „Die Entwicklung des Naturgefühls“ und zum neunzigsten „Die Philosophie des Metaphorischen“ zu widmen.

Zerstörung wurde dem General Darnaud übergeben. Dieser hatte jedoch Bedenken und schlug vor, man möchte die Hälfte der Fahnen in seiner Wohnung und in den leeren Grabstätten des Doms verbergen und den Rest möglichst ostentativ verbrennen; aber sein Vorschlag wurde nicht angenommen. Die Invaliden selbst mußten bei der Verbrennung Hand anlegen, obgleich sie dagegen protestierten. Pleurez, mon ami, sagte Darnaud zu einem, der selbst eine Fahne erbeutet hatte, mais obéissons! Der Adjutant Ballerand war beauftragt worden, den Degen und die Insignien Friedrichs des Großen zu vernichten. Er zerbrach die Waffe in drei Stücke und warf sie in die lodernden Flammen.

Schon am nächsten Tage rückten die Verbündeten in Paris ein, und ein von Kaiser Alexander geschickter Adjutant kam in das Invalidenhotel und verlangte, die Standarten zu sehen. Darnaud antwortete, daß damit nach Kriegsgesetzen verfahren worden sei. Einige Tage später, am 6. April, verlangte der Gouverneur von Saßen eine genaue Auskunft über den Verbleib der Trophäen, und Darnaud gab unter seinem Eide an, daß sie verbrannt worden seien: L'aide de camp que j'avais envoyé deux fois supplier le Maréchal Sérurier de ma part, revint m'apporter un ordre écrit et impératif, de faire brûler et détruire ces objets si précieux pour la gloire de la Nation française. Cette destruction eut lieu aussitôt, en présence de tous les invalides qui pleuraient sur la perte de ces précieux monuments de leur courage et de leurs victoires.

So verschwanden mit dem Degen Friedrichs des Großen die Trophäen der Siege von Denain, Fontenoy, Jemappes, Fleurus, d'Arcole, Abukir, Zürich, Marengo, Hohenlinden, Austerlitz, Wagram, Tarragona usw. Im Museum von Versailles hängt ein Gemälde, das der Maler Dufrenne 1855 im Salon ausgestellt hatte, und auf dem dieses Autodase dargestellt ist. Ballerand kniet neben dem Scheiterhaufen und ist im Begriff, den Degen Friedrichs des Großen zu zerbrechen. Nur der Degengurt blieb von dem Feuer verschont. Der General Darnaud schenkte ihn der Frau des Gartenchefs im Invalidenhotel, und diese machte sich daraus eine Art von Gürtel — das hätte der alte Fritz wohl niemals für möglich gehalten. Die Asche und die unverbrennbaren Reste der Trophäen sind in die Seine geworfen worden; dort liegt also noch der Degengriff der Waffe Friedrichs des Großen. E. G.

Bücher der Rose. Unter diesem etwas romantisch anmutenden Gesamttitel beabsichtigt der rührige Verlag von W. Langewiesche-Brand in Düsseldorf eine Serie altbewährter Bücher zum Einheitspreise von 1 Mark und 80 Pfennig herauszugeben, Bücher, die Anspruch darauf erheben, in jedem deutschen Hause als gute Freunde und alte Bekannte die beste Aufnahme zu finden. Die ersten drei Bände der Sammlung liegen uns vor: „Alles um Liebe, Goethes Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens“, „Vom tätigen Leben, Goethes Briefe aus der zweiten Hälfte seines Lebens“, und die Jugenderinnerungen eines alten Mannes von Wilhelm von Kügelgen. Die beiden Bände Goethischer Briefe können und wollen nicht als eine vollständige Sammlung gelten, sondern als eine neue Fassung von Goethes Lebensroman, zusammengesetzt aus den wertvollsten, menschlich interessantesten seiner Briefe, ergänzt durch Briefe anderer an und über ihn, durch knapp gehaltene, fortlaufende biographische Notizen und sachlich erläuternde Anmerkungen. Nach des Herausgebers Wunsch sollen die beiden Bände nicht nur „den Wenigen eine willkommene Reminiszenz, den Vielen eine beglückende Offenbarung“ sein, sondern auch ein Kraftquell für alle, denen heute in unvergleichlich bescheidnerer Leistung „die Kniee zusammenbrechen möchten“.

Die „Lebenserinnerungen eines alten Mannes“ bedürfen keiner Empfehlung mehr, sie sind mit ihrer kernhaften deutschen Art, ihrer köstlichen Mischung aus Gemüt und Humor, ihrer Fülle kultur- und kunsthistorischer Einzelheiten längst ein Lieblingsbuch unsers Volks geworden. Die vorliegende Ausgabe bietet jedoch wesentlich mehr als die bisherigen: sie ist um eine große Anzahl vortrefflicher Reproduktionen authentischer Bildnisse, Veduten und Kunstwerke bereichert, von denen manche hier zum erstenmal weitem Kreisen zugänglich gemacht werden. Und was solche Bilderbeigaben bei der Biographie eines Künstlers zu bedeuten haben, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden.

Der Text ist bei allen drei Bänden tadellos, Papier und Druck vorzüglich, und bei der Wahl der Lettern scheint auf schwache Augen besondere Rücksicht genommen worden zu sein. Man fragt sich im stillen, wie der Verlag bei einer solchen Ausstattung auf seine Kosten kommt, denn wenn auch die Autoren honorarfrei sind, so werden Papierlieferant, Drucker und Buchbinder doch schwerlich aus purer Begeisterung für diese literarischen Schätze auf materiellen Gewinn verzichtet haben.

J. R. S.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Vierteljahr ihres 66. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schnellig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im September 1907

Die Verlags-handlung

